

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Verantwortliche Vernehmung.

Ein Erlebnis von Stefan Marjan.

Ihrewegen wurde ich aus dem Schlafe gestört; nicht etwa mitten in der Nacht, sondern schon ziemlich spät am Morgen — kurz nach acht Uhr. Heute war aber Sonntag, und ich kam erst gegen drei Uhr von einer Revillon zurück. Und hatte am Sonnabend gut zwölf Stunden hinter dem Schreibtisch in meinem Dienstzimmer gesessen.

„Führen Sie mir die Frau zur Vernehmung vor!“ wende ich mich an den verschmüht dreinschauenden Wärter, der das Polizeigefängnis zu betreuen hat.

Während meiner Abwesenheit sehe ich die kurze Anzeige des Beamten durch und lege mir ein Formular zu einer vorantworlichen Vernehmung zurecht. Am Ofen sehe ich zwei Säcke stehen, vollgepfropft mit verschietenen Sachen — wie zwei fetze Bauern. Sie pusten mich ordentlich aus gut genährten Gesichtern an.

Ein schüchternes Klopfen unterbricht meine Betrachtungen. Auf mein „Bitte“ öffnet sich die Tür. Eine Frau tritt ein. An ihrem kummervollen Gesicht, an ihren hungermatten Augen sehe ich, was sie aus Berlin in das kleine Landstädtchen getrieben haben konnte.

Ich biete ihr einen Stuhl an und frage sie nach den Personalien. Ruhig, leise, resigniert gibt sie auf meine Fragen Auskunft. Dann komme ich zur Sache selbst:

„Es ist eine Anzeige gegen Sie wegen Kartoffelbiefstahls erstattet worden.“ Nicht streng, sondern ruhig sage ich dies und beobachte sie.

Sie weicht meinem Blick nicht aus. Es liegt eine so unheimliche Ruhe in ihren Augen. Es ist nicht Gleichgültigkeit — es ist Hunger. Eine vom Hunger nledergeknüppelte Seele ist es, die sich gegen diesen Vorwurf nicht mehr wehrt. In mir steigt etwas hoch.

„Sehen Sie, liebe Frau, das ist doch nicht richtig, was Sie da getan haben,“ zwingt ich mich zu sagen, als sie wortlos immer noch zu mir herüber sieht.

„Ja, Sie haben recht,“ sagt sie endlich mit einer müden, schleppenden Stimme. Sie scheint diese Stimme wie eine schwere Last hinter sich zu schleifen. „Ich habe aber schon eine Woche lang keine Kartoffeln gesehen. Mit drei Kindern bin ich auf mich allein angewiesen, und ich hungere bereits seit dem Kriege.“

Ich wußte dies, noch ehe die Frau es mir sagte — bitte ich mich doch nicht nur ein, ein Menschenkenner zu sein.

Mit Gewalt zwingt ich mich beim Schreiben, um bei der Sache zu bleiben, denn meine Feder will über das Papier rasen — sie darf es aber nicht. Denn sonst würde ja keine verantwortliche Vernehmung daraus, höchstens eine Verteiligungsschrift. Und das darf ich nicht.

Ich beiße die Zähne zusammen und wüрге meine revolutionären Gedanken, die gegen diese unverdiente Not und das Hungertafeln einer Frau, die ebenso auch meine Mutter sein konnte, aufbegehren. Höhnisch, wie ein weißes Totentafeln grinst mich das verantwortliche Vernehmungsfornular an — und bald legen meine erwürgten Gedanken als starrer Leichnam auf dem Boden. So mutet mich der trockene, starre Amtsstil im Gegensatz zu meinen tobenden Gedanken an.

Nun lese ich der Frau das Protokoll vor und werde rot dabei. Ich schäme mich, daß ich das geschrieben habe. Die Frau sagt nichts — sie nickt nur einlgemal mit dem Kopfe. Erst als ich im letzten Satz vorlese: „... und aus diesem Grunde bitte ich um milde Bestrafung bzw. Strafflosigkeit“, zuckt es etwas lebhafter in ihren Augen auf und sie sagt:

„Kann ich mir dann auch die Kartoffeln mitnehmen?“

Gut, daß die letzten Worte das Protokoll beendet hatten — denn ich hätte nicht weiter vorlesen können. In mir weinte etwas auf, weil ich im Leben schon viel gehungert habe.

Wortlos schlebe ich mit einer müden Handbewegung das Protokoll vor die Frau und halte ihr den Federhalter zur Unterschrift

hin. Zaghaft unterschreibt sie — mit dünnen, geknickten Buchstaben. So ist auch das Leben dieser Frau, denke ich.

Sie gibt mir den Federhalter zurück und sagt:

„Ueber, lieber Herr! Nur für eine Mahlzeit überlassen Sie mir von den Kartoffeln, denn sonst haben wir heute nichts zu essen.“ Noch während sie spricht, salbet sie die Hände und streckt sie gegen mich aus.

Fast genau so habe ich einmal meine eigene Mutter im Gebet ihre gefalteten Hände gegen ein Heiligenbild ausstrecken sehen, als ich noch ein Kind war — es ging uns damals sehr schlecht.

In Erinnerung an jene längst vergangene Szene wäre ich am liebsten vor der Frau niedergekniet, hätte ihre abgearbeiteten, vom Hunger ausgetrockneten Hände geküßt, und freudig hätte ich ihr zurufen mögen: Nimm alles, alles, was dir abgenommen wurde, fahre zurück zu deinen Rinterchen nach Berlin und eßt euch satt daran — ich selbst werde für deine Tat büßen.

Doch schon stieg das Bild einer jungen Frau, eines siebenjährigen Mädchens und eines vierjährigen Knaben vor meinen Augen auf. Die beiden Kinder sagen zu mir „Papa“, und die junge Frau ist meine Ehegefährtin seit acht Jahren. Bei dem Gedanken, daß meine Frau einmal auch so vernommen werden könnte, erstarbt mein Empfinden zu Eis — tot wird es in meiner empfindlichen Seele.

Wie ein rettender Engel erscheint mir der jetzt ins Amtszimmer tretende Gefangenenwärter. Während ich noch meine Gedanken würgend aufs Papier legte, hatte er die Kartoffeln in einen Korb ausgeschüttet, damit die Frau ihren Sack zurücknehmen konnte.

Tief sehe ich der Frau in ihre matten Augen. Ich will, daß ihre Gedanken durch meine Augen den Weg in mein Hirn finden sollen. Dann sage ich langsam:

„Liebe Frau, ich selbst darf Ihnen von den Kartoffeln nichts geben, denn sonst würde ich ja meine Stellung verlieren.“ Meine Stimme litt ohne Klang — etwas tragt mich im Halfe.

„Aber nur für eine Mahlzeit, lieber Herr! Nur das kleine Kochgeschirr voll!“ sagt sie mit weitgeöffneten Augen — sie gebären das Entsetzen vor dem Hunger des heutigen Tages.

„Packen Sie Ihre Decke, Ihren Rucksack, Ihr Kochgeschirr und die anderen Sachen ein! Dann können Sie gehen.“ Noch während ich dies sage, gehe ich zur Tür.

„Ich möchte mir die Zellen ansehen,“ sage ich zu dem Wärter. Ich habe dort nichts zu tun, absolut nichts — ich möchte nur die Frau allein lassen, wenn sie ihre Sachen einpackt.

Während ich mir die drei Zellen umständlich ansehe, schreit es wüßt durch meine Gedanken: Nur für eine Mahlzeit! — Nur für eine Mahlzeit! —

Davon werde ich so ergriffen, daß ich den Wärter nach der Zahl der in jeder Zelle vorhandenen Decken frage. Erstaunt steht er mich an und lächelt dumm. Augenblicklich wird mir der Unsinn in meiner Frage klar. Ich wende mich zur Tür und stehe draußen. Der Wärter schließt langsam die schwere Gefängnistür.

Beim Betreten meines Dienstzimmers hält die Frau im Packen inne. Sie hält meinen Blick aus. Ich erschrecke, denn ein kurzer Blick in den Kartoffelkorb überzeugt mich, daß die Frau während meiner Abwesenheit ehrlich gewesen war.

„Ich gehe frühstücken,“ sagt der Gefangenenwärter zu mir. Erlöst nickt ich ihm nur zu, und er geht.

„Nur für eine Mahlzeit, lieber Herr!“ fängt die Frau wieder an. Ihre Augen schwimmen in Tränen, sie selbst weint nicht. Was weint in der Frau? denke ich. Wieviel Verzweiflung, wieviel Hungerschreie ihrer Kinder mußten wohl auf diese Frau eingehämmert haben, ehe sie sich dazu entschloß, in der Nacht zu stehlen. Und wieviel Schamüberwindung wird diese Frau haben aufbringen müssen, ehe sie sich zur Tat entschloß. . . .

Es erscheint mir, als ob der Himmel selbst sich dieser Frau annehmen will; denn plötzlich stürzt ein gewaltiger Regen auf das Pflaster vor meinem Fenster. Es gießt, als ob die ganze Welt

ertränkt werden sollte — und knapp vor einer Viertelstunde lugte mich noch die Sonne durch das Fenster an.

„Erlauben Sie mir wenigstens hierzulieben, bis der Regen vorüber ist,“ schlägt es matt an meine Ohren.

Ich wende mich vom Fenster und sehe der Frau wiederum lange in ihre Augen.

„Ja, bleiben Sie nur ruhig hier. Und, liebe Frau, begreifen Sie: Ich selbst darf Ihnen von den Kartoffeln nichts geben — verstehen Sie doch: Ich habe Ihnen Zeit genug gelassen. . .“

Sie versteht. In ihre hohlen Wangen steigt die Rote. Ihre matten Augen erhalten einen schönen Glanz. Sie atmet auf — wie die Natur vor Sonnenaufgang.

Doch schon verschwindet ihre kurze Freude — denn während meiner Abwesenheit war sie zu ehrlich gewesen, und jetzt war es zu spät. . .

„Ich gehe jetzt auf längere Zeit fort. Wenn der Regen aufhört, dann können Sie gehen!“ sage ich kurz und gehe aus meinem Dienstzimmer hinaus.

Im oberen Korridor treffe ich den Dezernenten, der einer anderen Abteilung vorsteht. Er hat heute Sonntagsdienst. Gerade will er zu mir, um Einsicht in ein Schriftstück zu nehmen.

Wir leben in einer Zeit, in der man keine Geschenke macht — trotzdem biete ich ihm eine Zigarette an. Er sucht nach Streichhölzern, findet aber keine. Ich bedaure ebenfalls und weiß bestimme, daß ich welche habe.

Er geht in sein Schreibzimmer zurück, und ich begleite ihn. Als er auch dort das Gewünschte nicht findet, schlage ich mit der flachen Hand vor meine Stirn und ziehe die Streichholzschachtel aus der Tasche. Etwas eigenartig steht er mich jetzt an, indem er mir mit dem Finger droht:

„Na, mein Lieber, ich glaube, Sie haben die Nacht durchgebummelt!“

„Und ich vertrage es so schlecht,“ erwidere ich bestützend. Dabei sehe ich mich auf einen Stuhl.

Rauschend plaudern wir. Erst als der Dezernent den Zigarettenstummel im Aschenbecher zerdrückt, fällt ihm das Schriftstück wieder ein. Und langsam gehen wir hinaus.

Unten angekommen, gewahre ich, daß die Frau schon fort ist. Mein erster Blick gilt dem Kartoffeltorb — und Freude erfährt mich. Ich beuge mich über einen Stoß unerledigter Sachen und suche das gewünschte Schriftstück heraus. Und nun kann mich nichts mehr in dem engen Räume aufhalten. Hinaus, in die herrliche Natur, löst es in meiner Seele.

„Na, so plötzlich?“ sagt der Dezernent, als ich ihn mit gelindem Druck zur Türe dränge.

„Ja, ich habe es wirklich eilig!“ entgegne ich und schließe die Tür.

Und dann umgibt mich wieder heller Sonnenschein. Es ist, als ob es gar nicht geregnet hätte. Schnellen Schrittes durchteile ich zwei Gassen und stehe außerhalb des kleinen Landstädtchens. Gesunde, unverfälschte Natur umgibt mich.

Um mich wird es plötzlich dunkler. Ich stehe unter hohen, schattigen Baumkronen. Finster steht ein kleiner, ganz schroff anstrebender Hügel vor mir — es ist der Schloßberg, auf dem vor vielen, vielen Jahrhunderten Raubritter gehaust haben.

Auf meine Freude fällt ein Schatten. Fast unbewußt stoßt mein Fuß, als ich ihn auf die erste Stufe des unverkennbar künstlich aufgeschütteten Schloßberges setze. Wehmütig zieht es durch meine Gedanken: Wieviel arme Menschen mögen wohl hier geschunden sein, ehe sie diesen Hügel angeworfen haben? — Für ein einzelnes menschliches Raubtier. . .

Immer zwei und drei Stufen überspringend, stehe ich oben. Ich nicke der Turmfrau zu und rose die Turmtreppe hoch. Meine freudige Seele reicht mich empor. — — —

Herrlich ist der Ausblick vom Turm — göttlich das Panorama im Sonnenglanz. Jauchzend löst sich meine Seele vom Körper und gleitet mit dem Winde über die reisenden Getreidefelder, die grünen Wiesen, den dunklen, lauschigen Wald.

Ganz weit am Horizont sehe ich häßliche Nebel in die trübe Luft quellen. Sie schmelzen einem riesigen brodelnden Kessel zu entweichen — es ist Berlin.

Vor meinen Augen steigt eine feuchte, eide Kletterwohnung auf. Drei blasse Kinderchen sitzen darin und ängstigen sich um ihre Mutter — um das liebste Wesen auf dieser Welt.

Vom herrlichen Fluge kehrt meine Seele zurück. Fast scheu kriecht sie in meinen Körper und stößt dabei irgendwo an. Davon hält es wie wuchtige Schläge in meinem Kopfe: Nur für eine Mahlzeit! — Nur für eine Mahlzeit! — — —

Entsetzen wirft meine Gedanken um Jahre zurück. Ich sehe den Kriegesfunken unter die Völker fahren. Riesige Flammen röten den Himmel, die Ernte verkauft auf den Feldern, Wälder werden vernichtet, Dörfer vergehen zu Asche, Städte werden zerstört — und überall liegen Berge von Leichen.

Ich sehe die Frauen wie Lasttiere schafften und heldenhaft hungern. Dann sterben in Rußland Millionen Menschen, weil sie nichts zu essen haben — während zu gleicher Zeit in Amerika Weizen und Mais in Lokomotiven verbrannt wird. So will es das Kapital, denn die Kohle ist teuer.

Weiter streifen meine Gedanken durch die besetzten Gebiete in Deutschland. Ich denke nur an Oberschlesien, den Rhein und die Ruhr. Junge, kraftstrotzende Männer, wie geschaffen zur Arbeit, hungern zu Hunderttausenden umher. Sie werden der Arbeit entzogen und verdrängen in militärischem Zwange. Wie Wahnsinnige erscheinen sie mir bei ihren Kriegsausübungen — und größtenteils sinnlos werden sie alle davon. Menschen von Intelligenz, die der gesamten Menschheit den Weg zur wahren Kultur ebnen könnten, prostituieren ihre Weisheit und erdenken die grausamsten Mordwerkzeuge. . . Und vom Altar werden sie gesegnet. — — — Denn so will es das Kapital.

Und das deutsche Volk windet sich in Hungerkrämpfen — vor Kapital und Altar.

Wann werden wohl die Beiden verantwortlich vernommen? . . .

Mit diesen Gedanken verlasse ich den friedlichen Schloßberg, der vor vielen Jahrhunderten als Fundament zu einer Raubritterzwingburg gedient hatte.

Deutsche Industriearbeiter in Brasilien.

Von Prof. Dr. med. Fritz Munk.

Den interessantesten, in der vorigen Nummer der „Heimwelt“ veröffentlichten Ausführungen des bekannten Mediziners über Einwanderung deutscher Landarbeiter in Brasilien lassen wir heute einen zweiten Artikel folgen, der dieselbe Frage für den Industriearbeiter erörtert.

Die Möglichkeit, der Landflucht durch Zuzug fremder industrieller Arbeiter in die Städte und Industriezentren vorzubeugen, kann und will die brasilianische Regierung mit Rücksicht auf die einheimischen Industriearbeiter nicht benutzen. Hierfür kommt also eine Unterstützung größerer Gruppen deutscher Einwanderer nicht in Frage. Für den einzelnen ist es aber geradezu unmöglich, sich durchzusetzen. Nicht etwa weil dem Deutschen gegenüber eine gewisse Feindseligkeit bestehe, keineswegs, die Schwierigkeiten sind, abgesehen von der Sprache, rein materieller Natur. Schon die allererste Zeit erfordert reiche Barmittel, bis der tausende Lohn die Existenz gewährleistet. Solange Ersparnisse fehlen, die bei dem teuren Leben nur bei größter Bescheidenheit in den Lebensansprüchen zu machen sind, bringt z. B. im Krankheitsfalle schon der erste Tag schwere Not über den Arbeiter und seine Familie, da eine soziale Fürsorge nicht besteht. In früherer Zeit waren besonders die deutschen Handwerker sehr gesucht und viele haben es in Brasilien zu einem gewissen Wohlstande gebracht. Bei einer großen Anzahl von Handwerkern, die angelockt und veranlaßt durch diese Beispiele nach dem Kriege Brasilien aufsuchten, stellte es sich aber heraus, daß ihre meist in Fabriken erfolgte Ausbildung zu einseitig war und sie ohne die gewohnten Maschinen in ihren Leistungen gefehmt waren. Kurzum, die mancherlei Schwierigkeiten sind so groß, daß es für den einzelnen immer ein sehr gemagtes Unternehmen bedeutet, sein Fortkommen selbständig zu suchen.

Eine Einwanderung größeren Stils könnte meines Erachtens darum nur in der Form einer geschlossenen deutschen Organisation zu irgendeinem Unternehmen in Frage kommen, etwa bei einer Konzession an deutsches oder gemischtes Kapital zum Ausbau einer Fabrikanlage, einer Eisenbahn, eines Bergwerkes, Straßen- oder Kanalbau, Urbarmachung usw., wo es auf die Anwendung großer technischer Anlagen ankommt. Bei einer solchen Organisation müßten mindestens für den Anfang die deutschen Arbeiter in Gemeinschaft unter deutscher Führung und Fürsorge stehen, den veränderten Verhältnissen angepaßt aber ähnlich wie bei den großen militärischen Organisationen im Balken und in Kleinasien während des Krieges. Wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, welche wunderbar-Erfindungsgabe, welche vergnügten Eifer und welches technische Geschick unsere Soldaten aufbrachten, um ihre Stellungen möglichst wohnlich zu gestalten, so habe ich keinen Zweifel, daß sich deutsche Arbeiterriedler, wenn sie in kameradschaftlicher Gemeinschaft leben, auch in den wilden aber immer schönen und fruchtbareren Landschaften und Urwäldern Brasiliens ein erträgliches, gesundes und ihren Ansprüchen doch etwas angepaßtes Leben einrichten könnten. Nachdem sie dann auf diesem Wege Fuß gefaßt, durch entsprechenden Verdienst und eigene Kenntnis der Verhältnisse sich im fremden wenigstens einige Bewegungsfreiheit geschafft haben, mit Land und Menschen vertraut geworden sind, so können aus ihnen durch Gründung oder Nachziehen ihrer Familien, sei es im Rahmen der großen oder in selbständigen Unternehmen wertvolle Ansiedler und Pioniere der Kultur werden, so daß Brasilien auf diese Art an das Ziel seiner Siedlungswünsche gelangen würde.

Dieser Form der Einwanderung stellt sich allerdings die brasilianische Regierung vorerst noch entgegen, insofern sie rein ausländische Unternehmen weder seitens des Kapitals noch seitens der Arbeiterschaft, d. h. überhaupt keine rein ausländischen Organisationen zuläßt. Maßgebend sind für diesen Standpunkt die Erfahrungen, die Brasilien namentlich mit Italienschen und portu-

gleichen Einwanderern gemacht hat und noch macht. Diese überführen ihre Ersparnisse hauptsächlich in ihre Heimatländer und viele von ihnen halten sich überhaupt nur solange in Brasilien auf, bis ihnen ihre Mittel eine Rückwanderung und eine austömmliche Existenz in der Heimat ermöglichen. Nicht nur der Arbeiter, sondern auch das Kapital nimmt vielfach diesen Weg, was naturgemäß der brasilianischen Finanzwirtschaft sehr zum Schaden gereicht. Die brasilianische Regierung verlangt darum, daß bei neuen derartigen Unternehmen mindestens die Hälfte der Arbeiter und Angestellten Brasilianer sind und auch das brasilianische Kapital zum großen Teil beteiligt ist. Die letztere Forderung bildet an sich kein Hindernis, wohl aber würde eine erzwungene Zusammenarbeit Deutscher und Brasilianer im Betriebe schon allein wegen dem Zeitaufwand des Anlernens jedes junge Unternehmen stark belasten. Dennoch, dieser Boden des Zusammenwirkens und Entgegenkommens auf der Grundlage eines besseren gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens scheint mir der einzig fruchtbare sowohl für die deutsche Einwanderung als für die kulturelle Durchdringung und Urbarmachung der großen Naturschätze Brasiliens. Hier liegt der Schlüssel für die zukünftige Entwicklung Brasiliens und hier ist auch der Hebel anzufassen, soweit dabei deutsche Arbeit sich beteiligen darf und kann. Vielleicht führen private Unterhandlungen, Verträge und Unternehmen mit mehr Glück zu einem Ziel als diplomatische Vermittlung. Freilich ohne absolut vertrauenswürdige wirtschaftliche und sanitäre Garantien geht es nicht; die Erinnerung an die Madeira-Compagnia und ihre zahlreichen Opfer unter den Deutschen im Jahre 1908 ist noch lebendig genug, um die verantwortlichen Kreise auf die Gefahren abenteuerlicher Unternehmen im Innern Brasiliens hinzuweisen.

Bei der Erörterung der Einwanderung in Brasilien dürfen jedoch gerade an dieser Stelle Momente nicht übergangen werden, die bei einer heute in Frage kommenden Auswanderung deutscher Arbeiter ganz allgemein von größter Bedeutung sind, nämlich die sozialen und sozialpolitischen Gesichtspunkte.

Politische Hindernisse machen sich wohl in keinem Lande Südamerikas geltend. Dem Deutschen an sich bringt man nirgends eine feindselige Gesinnung, meist sogar im Gegenteil ein anerkennendes Wohlwollen und keinen Leistungen überall große Achtung entgegen. Man muß auch zugeben, daß sich der einzelne leicht in fremde Verhältnisse einfügt und selbst die Sprachschwierigkeiten leicht überwindet.

Dagegen empfindet der deutsche Arbeiter oft die von den Deutschen durchaus verschiedenen sozialpolitischen Verhältnisse als eine große Enttäuschung. Staatlich organisierte Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherungen gibt es, wie bereits erwähnt, dort nicht. Es muß jeder ganz und gar für sich selbst sorgen, wenn auch in größeren Fabriken vereinzelt private Einrichtungen für Familien- und Kinderfürsorge der Arbeiter vorhanden sind. In Rio de Janeiro fehlt bis heute noch ein deutsches Krankenhaus, in Sao Paulo sind in einem deutschen Sanatorium einige Betten von der deutschen Kolonie für mittellose deutsche Kranke reserviert. Für größere Bedürfnisse würde aber schließlich die private wohlthätige Hilfe unserer deutschen Landsleute bei aller Opferwilligkeit naturgemäß nicht ausreichen. So kommt es, daß im Krankheitsfalle meist schwere Not für die Familie eintritt.

Endlich ist auch die politische und selbst die moralische Einstellung in Brasilien, einem Lande, in dem der Kampf ums Dasein bei weitem nicht eine so scharfe Form angenommen hat wie in unserem überbevölkerten Europa, eine durchaus andere. Ein fester Zusammenschluß der Arbeiter im Sinne unserer Gewerkschaften oder selbst eine politische proletarische Bewegung, wie überhaupt prinzipiell eingestellte politische Parteien sind nicht vorhanden und die sozialistische Parteistellung beschränkt sich, wenn sie überhaupt hervortritt, höchstens auf theoretische Diskussionen. Eine tiefgehende Abneigung der Bevölkerung gegen jede Disziplinierung verspricht einer organisierten Arbeiterbewegung auch wenig Aussicht auf Erfolg. So entstand z. B. ein sponoraner Streik in Rio de Janeiro infolge des Verbots der Sonntagsarbeit, das die Arbeiter als eine Beschränkung ihres freien Willens betrachteten. Der deutsche Einwanderer darf nicht glauben, daß er die Vorstellungen, die er aus seiner Heimat mitgenommen hat, ohne weiteres auf die Verhältnisse Südamerikas übertragen könne. Sonst legt er sich gefährlichen Mißverständnissen und Enttäuschungen aus. Andererseits ist in ganz Amerika der republikanische Gedanke so lebendig, daß unsere heutige Verfassung eine gegenseitige Annäherung vielfach begünstigen dürfte.

Der gemilderte Daseinskampf gibt schon den Umgangsformen der Bevölkerung ein auffallend freundliches Gepräge. Auch der ärmste und einfachste Mann befreit sich nach allen Seiten hin einer großen Höflichkeit oder besser, sie ist ihm Herzenssache. Ein äußerer gesellschaftlicher Drill ist darum nicht das Merkmal einer besonderen Klasse, sondern der Verkehr spielt sich allenthalben in gleichmäßig lebenswürdiger Natürlichkeit, in wirklich demokratischem Geiste ab, wie er bei uns allenfalls in Süddeutschland heimisch ist.

In den gleichen Ursachen wurzelt auch die in Brasilien besonders ausgeprägte Achtung vor dem Eigentum. Diebstahl und Betrug sind seltene Verbrechen. Da die Bedürfnisse des — abgesehen von einer sehr wohlhabenden Oberschicht in den Städten — überaus anspruchslosen Lebens der Bevölkerung durch Verdienst und Lohn in hinreichender Weise befriedigt werden und Gelegenheit zu luxuriösem Aufwand kaum gegeben ist, so fehlt auch der Anreiz zu unredlichem Erwerb. Weiber haben eine Anzahl Abenteurer und dunkle Existenzen unter den ersten Einwanderern nach dem Kriege dem deutschen Namen in dieser Hinsicht Unehre gebracht. Im geschäft-

lichen Leben legt der Brasilianer dem gegebenen Wort eine absolut verbindliche Bedeutung bei. Es erregt durchaus den schriftlichen Vertrag. Um so größer ist die Enttäuschung, wenn dieses Vertrauen getäuscht wird. Es muß darum jeder Deutsche im Auslande von dem Bewußtsein seiner großen Verantwortung für das Ansehen seiner dortigen Landsleute und seines ganzen Volkes erfüllt sein und darnach sein Verhalten und seine Handlungen einrichten. Dieser Leitsaden wird aber auch ihm selbst den sichersten Weg zu seinem eigenen Fortkommen und zu einem glücklichen Leben führen.

2000 Jahre Fußball.

Der Fußball, das beliebteste Spiel in England, hat sich auch bei uns im letzten Vierteljahrhundert mehr und mehr eingebürgert, und gerade jetzt ist die Saison der großen Fußballwettkämpfe in ihrer Hochblüte. So verhältnismäßig jung nun auch die Pflege dieses Sports bei uns ist, so gehört der Fußball doch zu den ältesten Spielen der Welt. Es gibt eine Zeichnung in einer alten chinesischen Handschrift, die ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückdatiert wird, auf der wir Männer sehen, die einen Fußball treiben. Aber über diesen chinesischen Fußball in so früher Zeit sind wir nicht unterrichtet, dagegen können wir seine Geschichte 2000 Jahre zurückverfolgen. Bekannt ist aus den Schilderungen antiker Schriftsteller ein Ballspiel, das die Römer „harpastum“ nannten und das auch schon bei den Griechen gepflegt wurde. Die „Sphäromachie“, der Ballkampf, an dem sich die spartanischen Jünglinge erfreuten, wird bereits eine Art Fußball gewesen sein, und Prof. Koch hat in einer eigenen Schrift wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das griechische Ballspiel Epistytos und das altrömische Harpastum ein und dasselbe Spiel waren. Jedenfalls wissen wir aus einem Briefe Senecas, daß bei den Ballkämpfen nicht nur die Hände, sondern auch die Füße Verwendung fanden, und Galen entwirft in seiner Schrift „Ueber das Spiel mit den kleinen Bällen“ ein lebendiges Bild von dem antiken Fußballkampf: „Wenn die Spieler gegeneinander stehen und den in der Mitte am Aufrasten des Balles zu hindern suchen, da wird es am müdesten und leidenschaftlichsten; da wird Kopf und Nacken geübt bei den Halsdrehungen, Seiten, Brust und Bauch beim Umhängen, beim Wegstoßen, Aufstemmen und sonstigen Ringerkünsten. Da werden auch Hüften und Beine gewaltig angestrengt.“ Es entstand bei solchen leidenschaftlichen Ballkämpfen ein wirres Durcheinander, das Galen mit dem Zusammenprall zweier Heere vergleicht und bei dem es auch an Verletzungen nicht fehlte. Dieses antike Fußballspiel findet bei den primitiven Völkern manche Parallele. Am merkwürdigsten dürfte der Steinball der nordamerikanischen Indianer sein, den man bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückführt und der zweifellos mit den Füßen fortgestoßen wurde. Im Mittelalter gab es volkstümliche Ballspiele, von denen die Minnesänger viel erzählen. Ob es sich dabei um Fußball handelt, können wir nicht sicher angeben. Es finden sich aber in deutschen Liedern des 12. und 13. Jahrhunderts Erwähnungen von einem „Kampfspiel um eine Blase“, bei dem eine Schweinsblase als eine Art Ball benutzt wurde. An diesen Ballspielen beteiligten sich nicht nur die Jünglinge, sondern auch die Jungfrauen, wobei Reihardt von Knechtsteden erzählt, daß man auf das schönere Geschlecht wenig Rücksicht nahm und die Mädchen durch die kräftigen Stöße der Burken gelegentlich hart getroffen und umgeworfen wurden.

Die älteste Erwähnung des Fußballs mit seinem heutigen Namen findet sich im Jahre 1147, wo das Fußballspiel am Fastentag als eine altenglische Sitte bezeichnet wird. Im 14. Jahrhundert begegnet man dann den ersten Verböten des Spiels, das als „nuklofer Unfug“ bezeichnet wird. Jedoch gelang es den Behörden nicht, den Fußball zu verdrängen, und auch Shakespeare erwähnt dies britische Nationalspiel mehrere Male, so in der „Komödie der Irrungen“, wo der hin und hergehende Drumio cursucht: „Bin ich so rund für euch, wie ihr mit mir, — Daß wie 'nen Fußball ihr mich treibt und stoßt! — Der stoßt mich her, der stoßt mich wieder hin; — Soll in dem Dienst ich wahr'n, so nehmt in Lieder mich.“ Auch die italienische Renaissance liebte das Fußballspiel, wie seine ausführliche Behandlung in der 1553 erschienenen „Abhandlung vom Ballspiel“ von Antonio Soaino beweist. Der Fußball wurde auf einem quadratischen Platz gespielt, und zwar kämpften große Scharen, bis zu 1000 Mann, gegeneinander, die in Reih und Glied in einer Art Paradeform marschierten. In Frankreich finden sich die ersten Regeln für das Fußballspiel in den Kirchenbüchern von Auxerre von 1396, und es war im Mittelalter üblich, daß Geistliche an bestimmten Tagen und Festen ein Fußballspiel als zeremonielle Handlung vorführten. Während so die Kirche des Mittelalters den Fußball gleichsam sanktionierte, eröffnete das unduldsame Parlamentum des 17. Jahrhunderts, wie gegen Theater, Tanz und alle Vergnügungen, so auch gegen den Fußball eine heftige Fehde. Bischof Stubbs nannte es „eine blutige und mörderische Handlung, aber keinen anständigen Zeitvertreib.“ Sie brechen sich bei diesen wüsten Schlägereien Arme und Beine, ja sogar die Hüfte und schlagen sich die Augen aus. Darf solch mörderisches Beginnen am heiligen Sabbattag geduldet werden? Die Puritaner brachten es denn auch dahin, daß der Fußball in England im 17. und 18. Jahrhundert zurückgedrängt wurde. Erst mit der beginnenden Romantik kam auch wieder die Pflege des Spiels, das Walter Scott in einem Gedicht verherrlichte, und von England aus ist dann der Fußball im 19. Jahrhundert ein überall beliebter und geübter Sport geworden.

Neue Wörter. Von Zeit zu Zeit werden neue Wörter geboren, nicht nur solche, die als Bezeichnungen für Neuererscheinungen auf geistigem oder materiellem Gebiet sich meist aus der Sache selbst ergeben, so z. B. Kubismus, Expressionismus, Automobil u. a., oder solche, die ein irregulärer Sprachfluss auf den Markt wirft, wie Hapag, Kadeweh und andere Mißgeburten, sondern solche, die eine glückliche Neubildung darstellen und sich dauerndes Bürgerrecht in unserer Sprache erwerben. Von einigen dieser Vorbildungen, deren Entstehung man aufgespürt hat, soll hier die Rede sein. So schuf Goethe das Wort „Wellsliteratur“, das in den nahezu hundert Jahren seines Daseins (Goethe gebrauchte es am 31. Januar 1827 in einem Gespräch mit Edermann) unzählige Male mit Stolz von uns Deutschen gebraucht worden ist: Unsere Literatur ist eine „Wellsliteratur“, da sie durch muster-gültige Uebertragungen die besten Schöpfungen aller Nationen in sich aufgenommen hat. Naturgemäß sind politisch erregte Zeiten der beste Nährboden für das Entstehen neuer Wörter, die gewissermaßen als Schlagwörter geboren und in die Volksmassen geworfen werden. Man denke nur an das Wort „Kladderadatsch“, das die Berliner Revolution von 1848 an die Oberfläche und zur größten Popularität brachte. — Aus dem revolutionären Wien von 1848/49 stammt das Wort „Angststöhre“ für Zylinderhut — der Volks-witz bezeichnete hiermit die Zylinderhüte der Wiener Studentenschaft. Auch dieses Wort ist ungemein volkstümlich geworden, wozu allerdings wohl der Umstand besonders beitrug, daß die Examina-nden in Deutschland im Frack und dem dazu gehörigen Zylinder zu erscheinen haben. — Eugen Richter, der es ja liebte, seine Neben mit allerhand spitzen Bemerkungen gegen die damaligen Machthaber zu würzen, hat das Wort „Angst“ in einem anderen Ausdruck ver-worfen; er sprach 1887 von dem neugewählten Reichstag als dem „Angstprodukt der Wähler“, die ja bekanntlich eine von allen übrigen Instanzen eines aufgeregten Patriotismus durchsetzte Wahlkampagne durchzumachen gehabt hatten. — Hierher gehört auch das Wort „Bonkottieren“, das sich an den Namen eines in Irland begüterten Engländers Bonkott anlehnt, gegen dessen eng-lische Arbeiter das irische Volk gewalttätig auftrat. Am 13. No-vember 1880 von einem Zeitungsschreiber in einer Dubliner Zeitung geprägt, hat es seitdem wohl in allen Kultursprachen Aufnahme ge-funden. — Eines der ältesten „neuen“ Wörter, deren Ursprung man kennt, ist das Wort „Bandalismus“, das der französische Ab-geordnete Henri Grégoire in einem Bericht an den Nationalkonvent 1794 gebrauchte, um die rohe Art zu brandmarken, in der ein-zelne Revolutionsmänner mit wertvollen Kunstschätzen umgegangen waren. Auch dieses Wort ist populär geworden. — Aufmerksame Leser werden noch heute auf neue Wörter stoßen, so namentlich in Dichtungen und Prosaarbeiten allermoderner Autoren, doch bleibt von diesen gesuchten Wortbildungen nur wenig im Gelfte haften; sinnlos zusammengesetzte Wortteile geben noch kein neues Wort. Ein anderer Uebelstand — das scheinbare Schaffen neuer Wörter durch eigenartige Uebertragung vorhandener — wird ebenfalls von einem feineren Geschmack abgelehnt werden. Die deutsche Sprache ist reich genug, um für alles und jedes auch einen materiellen Aus-druck zu gestalten.

Himmelskunde

Menschen auf der Venus? Die Frage, ob die anderen Planeten auch von Menschen bewohnt sein können, ist immer wieder erörtert worden, und zwar hat man am häufigsten an den Mars gedacht, dessen Bewohner man sich auf mehr oder weniger phantastische Weise ausgemalt hat. Wie Rudolf Hundt in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, ist es aber nach den neuesten Untersuchungen von Svante Arrhenius ausgeschlossen, daß der Mars bewohnt ist. Die mittlere Temperatur des Planeten Mars liegt weit unter Gefrierpunkt; sie wird mit -40 Grad Celsius anangenommen; die höchste Temperatur beträgt vielleicht +8 Grad Celsius. Die Luft-hülle des Mars ist an Sauerstoff und Wasserdampf arm, so daß dort ein trodenes Wüstenklima herrschen muß. Die Temperatur-unterschiede zwischen Tag und Nacht dürften so groß sein, daß organisches Leben weder entstehen noch bestehen kann. Die Mars-kanäle, in denen man künstliche Bauten vermutet hat, sind nichts anderes als gewaltige, von Berwerfungen begrenzte Senkungsfelder, wie wir sie ähnlich in Kalabrien, Schweden und Ostafrika kennen. Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun können nicht bewohnt sein, da sie sich in einem ähnlichen glühenden Zustand wie die Sonne be-finden. Auch der Merkur kommt als Heimstätte für Menschen nicht in Frage, denn er wendet der Sonne immer nur die eine Seite zu, hat also stets auf der einen Seite große Hitze, auf der der Sonne abgekehrten Seite eiskige Kälte. Es bleibt also nur die Venus übrig, und es wäre gewiß ein verführerischer Gedanke, auf diesem Stern, der den Namen der Liebesgöttin führt, verwandte Wesen zu suchen. Arrhenius hat eine ganze Reihe von Tatsachen zusammengebracht, die eine Bewohnbarkeit dieses Planeten in den Bereich der Möglichkeit ziehen. Nach den neuesten Untersuchungen muß auf der Venus eine mittlere Temperatur von +47 Grad Celsius herrschen. Die Feuchtigkeit ist größer als auf der Erde. Ein Teil der Sonnenwärme wird von der dichten, wasserdampf-reichen Atmosphäre absorbiert; an den Polen herrschen mittlere Temperaturen, die denen der Äquatorialgegenden auf der Erde ent-sprechen. Es wären also die Bedingungen für die Entwicklung höherer Organismen da.

Das Geheimnis des Denzer Sees. In der Nähe der Hessisch-Thüringer Grenze bei dem Orte Dens liegt ein ungefähr 400 Meter langer See, der seit langen Zeiten den Bewohnern dieser Gegend ein Rätsel aufgegeben hat. Ab und zu färbt sich nämlich in der kühlen Jahreszeit das Wasser blutrot, was der Bevölkerung zu allerhand abergläubischen Deutungen Anlaß gab. Im Kirchenbuch von Rentershäufen findet sich aus dem Jahre 1779 eine Eintragung des Pfarrers Simon, in der berichtet wird, daß der See wieder ein-mal rot geworden sei, daß die Farbe aber nicht von Blut herrühre, wie abergläubische Leute angenommen hätten. Seinen Namen hatte der Pfarrer mit dem roten Wasser geschrieben.

Der Denzer See ist nun natürlich auch wissenschaftlich untersucht worden. Er stellt ein 9 bis 13 Meter tiefes Becken ohne sichtbaren Zu- und Abfluß dar und wird wahrscheinlich durch unterirdische Quellen gespeist. Sehr auffallend ist der ungeheure Reichtum des Sees an Planktonorganismen, welcher seine Ursache in der guten Düngung durch Enten und Gänse hat. Es ist kein See weiter bekannt, in dem solche ungeheure Mengen von Wasserflöhe n vorkommen — und dieselben Wasserflöhe verursachen die Rot-färbung des Wassers. Im Herbst und Winter sammeln sie sich unter der Oberfläche an und lassen das Wasser oder Eis blutrot erscheinen. Wie Prof. Halbsch feststellte, ergeben die zerdrückten Wasserflöhe einen rötlichen Broi, der ohne weiteres als rote Tinte verwendet werden kann. Daß flache und kleine Gewässer sich manchmal rot färben, ist keine so große Seltenheit; der tiefe Denzer See stellt da-gegen mit seiner Rotfärbung eine Wertwürdigkeit ersten Ranges dar.

Naturwissenschaft

Eingewanderte Pflanzen. Von Tieren ist es ziemlich allgemein bekannt, daß sie von Menschen absichtlich oder unabsichtlich von einem Erdteil in den anderen verschleppt werden und sich schnell in der neuen Heimat einbürgern. Auch zahlreiche Pflanzenarten haben, ohne daß der Mensch es wollte, auf ähnliche Weise ihr Verbreitungs-gebiet erweitert und sich manchmal fast die ganze Erde erobert. Ihre Samen oder selbst ganze Pflanzen sind durch den Gütertransport und die Verkehrsmittel oft weit hin verschleppt worden und haben sich dann vollkommen in die Pflanzenwelt der neuen Heimat ein-gefügt. Oft ging das nicht ohne „Kämpfe“ ab, d. h. alleingeseffene Pflanzen verschwanden immer mehr und mußten den Fremdlingen den Platz räumen — ein Beweis dafür, daß diese besser „angepaßt“ waren. So hat z. B. unser schönes großblütiges Spring-kraut in den Laubwäldern an vielen Stellen dem kleinen Spring-kraut weichen müssen, welches aus der Mongolei und dem südlichen Sibirien einwanderte. Der äußerst giftige Stechapfel, welcher Schutthäufen und wüste Plätze gern bewohnt, ist seit Ende des 17. Jahrhunderts bei uns heimisch; er stammt vermutlich aus Süd-rußland. Die Nachtkerze, eine für das Problem der Art-entstehung so wichtig gewordene Pflanze, ist aus Nordamerika zu uns gekommen; 1614 wurde sie zum ersten Male in Europa bemerkt und hat sich dann weit verbreitet. Jetzt findet sich diese prächtige blaßgelb blühende Pflanze überall an Flußufern, Bahndämmen usw. Ein bei uns recht häufig gewordenes Unkraut, das man selbst zwischen den Pflastersteinen der Großstadtstraßen beobachten kann, ist das Knospkraut, ein Korbblütler mit kleinem Köpfchen aus weißen Strahlenblüten und gelben Röhrenblüten. Seine Heimat ist das westliche Südamerika. Zu den häufigsten Ackerunkräutern gehört das kanadische Berufskraut oder Greiskraut, ebenfalls ein Korbblütler mit sehr zahlreichen, kleinen, weißlich-violetten Blütenköpfchen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts sind die ersten Samen in einem Vogelbaute aus Kanada nach Europa gelangt; 1655 wurde das Kraut bei Paris schon in großer Menge gefunden, und jetzt ist es als eines der gewöhnlichsten Unkräuter über ganz Europa verbreitet. Aus dem westlichen Nordamerika hat sich bei uns an vielen Stellen an Flußufern die prächtige gelbe Gattler-blume eingebürgert, die besonders dadurch berühmt geworden ist, daß sich die beiden Lappen der Narbe gegeneinander bewegen, wenn sie berührt werden. Die große Verbreitung, die die kanadische Wasserpest in unseren Gewässern im Verlauf weniger Jahrzehnte zeigte, ist allgemein bekannt. Außer den angeführten Pflanzen gibt es natürlich noch zahlreiche andere, die sich hier und da angesiedelt haben, ohne aber eine solche Rolle in der heimischen Flora zu spielen wie die genannten Arten.

Völkerkunde

Tibets bessere Zukunft. In einem kürzlich gehaltenen Vortrage äußerte sich Sven Hedin über die klimatischen Verhältnisse Tibets in der Entwicklung der Zeiten. Zurzeit ist Tibet ein abfluß-lofes Hochland, durchzogen von zahlreichen parallelen Gebirgs-ketten, deren südlichste der Himalaya ist. 150 kleine und große Seen hat das Land, wozu noch etwa 1000 kleine Becken kommen, die im Austrocknen begriffen sind. Es sind aber Anzeichen genug vor-handen, daß die Täler Tibets in früheren Zeiten von stehenden Wassermengen erfüllt waren. Hedin ist der Ansicht, daß die Aus-trocknung, die das Land jetzt erleidet, in Zusammenhang steht mit einer periodischen Klimaschwankung. Es wäre also zu erwarten, daß die jetzige Trockenzeit später einmal von einer anderen Zeit abgelöst werde, in der wieder reiche Wasser-massen das Land durchströmen und Fruchtbarkeit verbreiten wer-den.